



Vom Funktionalismus zum Urbanen Design, Zum Städtebau des Wiederaufbaus in Deutschland 1945-1992

Veröffentlicht in: [The New German Architecture \(Rizzoli\)](#) / Die neue Deutsche Architektur (Kohlhammer), 1993

Als am 8. Mai 1945 der Waffenstillstand dem Kriegsgeschehen ein Ende setzte, begann in Europa eine mühselige und schmerzvolle Zeit des Aufräumens und des Wiederaufbaus. Nach dem Zweiten Weltkrieg lagen Deutschland und mit ihm weite Teile Europas in materieller und geistiger Hinsicht am Boden (31, 32). Viele bedeutende Stadtzentren, Institutionen und Industrieanlagen waren zerstört oder schwer beschädigt, zahlreiche historische Städte lagen in Schutt und Asche, und mehr als fünf Millionen Wohnungen waren nur noch Ruinen. Millionen von Vertriebenen und Flüchtlingen, die sich vor der Roten Armee in Sicherheit brachten, ließen die geschwächte Bevölkerung in Westdeutschland ansteigen, während das ostdeutsche kommunistische Regime die Unterdrückungspolitik des Dritten Reiches in neuer Form weiterführte.

Architektur und Stadtplanung befanden sich in desolatem Zustand, zum einen aufgrund der kriegsbedingten Zerstörungen, zum anderen infolge der Auswirkungen der national-sozialistischen Ideologie, die während Jahren sämtliche Neuerungen erstickt und die besten Architekten und Planer aus dem Land vertrieben hatte. Wer geblieben war, unterwarf sich entweder dem System, oder es gelang ihm, mit Bauaufträgen der Industrie, die der Kontrolle durch den Parteiapparat der Nazis weniger

unterworfen war, sein Leben zu fristen. Nicht nur die Städte waren 1945 vollständig wieder aufzubauen, sondern es galt auch, den Architektenberuf zu erneuern.

Obwohl die dringlichen Probleme, die sich den Architekten und Stadtplanern in Ost- und Westdeutschland stellten, durchaus ähnlich waren, begann eine unheilvolle Auseinanderentwicklung im politischen wie architektonischen Denken, die sich im Laufe der fünfziger Jahre ständig verstärkte, um im Eisernen Vorhang und in der Berliner Mauer eine makabre Gestalt anzunehmen. Die Berliner Blockade von 1948 und die Luftbrücke der Alliierten, die westdeutsche Währungsreform im selben Jahr und die Gründung der Bundesrepublik Deutschland auf der einen und der Deutschen Demokratischen Republik auf der anderen Seite kennzeichnen den Beginn des Kalten Krieges, dessen Folgen bis in die neunziger Jahre zu spüren waren. Greifbar wurde er in den unterschiedlichen Ansichten über Architektur und Stadtplanung, die für mehr als vierzig Jahre das Aussehen der Städte in den beiden Hälften des Landes wie des Kontinents bestimmten. Heute, nach der Wiedervereinigung, muß die soziale und die architektonische Spaltung zwischen Ost und West erst einmal überwunden werden, bevor man die vielleicht weniger brennenden, doch um so schwierigeren Probleme des neuen Deutschland lösen kann.

Die ersten Nachkriegsjahre

In der ersten Nachkriegszeit begannen sich in Westdeutschland mehrere Architekturschulen zu entwickeln, die in konstruktivem Dialog miteinander standen. Zwar hatten die Emigration und die Kriegszerstörungen unübersehbare Spuren hinterlassen, doch gab es zahlreiche neue, kreative Ansätze, die in Trümmern liegenden Städte wiederaufzubauen und die der Gesellschaft geschlagenen psychischen Wunden zu heilen. Die ersten nach 1945 entstandenen architektonischen und städtebaulichen Modelle und Theorien, die im Denken der zwanziger Jahre verwurzelt waren, üben auch heute noch ihren Einfluß auf Architektur und Stadtplanung aus.

Obwohl beispielsweise die Architektur der traditionellen deutschen Schule, die mit den Namen der Stuttgarter Architekten Paul Bonatz und Paul Schmitthenner verknüpft ist, von den Nazis mißbraucht worden war, beeinflusste sie den Wiederaufbau von Städten wie Freiburg im Breisgau, Freudenstadt (33, 34), München, Lübeck und Münster (35, 36). Alle diese Städte hatten sich dafür entschieden, ihren Stadtkern nach dem vor dem Krieg bestehenden Muster wiederaufzubauen. Bereits 1930 hatte die von Heinrich Tessenow geprägte

Gruppe die Hauptmerkmale einer nationalen Architektur festgelegt. Auf Regionalismus oder einen leichten Klassizismus gegründet, sollte der Stil nach Ruhe und Harmonie streben und Überraschungen oder heftige Kontraste vermeiden. Die Bauhauslehrer und ihre Anhänger, die eine weitere Schule der zwanziger Jahre bildeten, hatten Deutschland in den frühen dreißiger Jahren verlassen oder waren dazu gezwungen worden. Die wenigen Zurückgebliebenen waren verstreut, und unter ihnen gab es keinen Gropius oder Mies, um die Nachzügler um sich zu gruppieren. Eine dritte Schule bestand aus Architekten, die in den zwanziger Jahren in Berlin bei Hans Poelzig studiert oder gearbeitet hatten, zum Beispiel Bernhard Hermkes, Egon Eiermann und Paul Baumgarten, die durch ihre praktische Arbeit und ihre Lehrtätigkeit an den Technischen Hochschulen in Berlin und Karlsruhe zur Neubestimmung der deutschen Nachkriegsarchitektur beitrugen.

In Ostdeutschland bildete der ehemalige Bauhausschüler Hermann Henselmann ein Architektenkollektiv, das an Einfluß gewann, als sich der ideologische Graben zwischen Ost und West zu vertiefen begann. Anfangs arbeiteten Henselmann und seine Kollegen mit Hans Scharoun, dem ersten Stadtbaurat des noch ungeteilten Großberlin, zusammen. Doch weitete das ostdeutsche Regime seine Kontrolle rasch auf sämtliche Bereiche des sozialen Lebens und damit auch auf Architektur und Stadtplanung aus. Henselmann und seine Mitarbeiter entwickelten städtebauliche Konzepte, die sich auf die abweisende Monumentalität Albert Speers wie auf die von Moskau propagierte stalinistische Architektur stützten.

In seiner Eigenschaft als Stadtbaurat entwarf Hans Scharoun gemeinsam mit einer lose verknüpften Architektengruppe den „Kollektivplan für Berlin“, der teilweise auf dem Begriff der „Bandstadt“ begründet war. Wäre dieses „neue Berlin“ verwirklicht worden, hätte das für zahlreiche Gebäude in der Berliner Stadtmitte, die den Krieg fast unbeschädigt überstanden hatten, den Abriß bedeutet. Scharouns Plan sah die Freiräumung der Stadtmitte und den Ersatz der traditionellen Blockbauweise durch locker in der Landschaft verstreute Gebäude vor. Die Einwohner hätten zwar in der „Stadtlandschaft“ viel Licht und Luft gefunden, doch dafür auf die ansatzweise immer noch in Berlin vorhandene Urbanität verzichten müssen. In diesem Wunsch nach der völligen Aufhebung des großstädtischen Charakters drückte sich das Bestreben aus, Hitlers romantisierende Nostalgie und brutale Gigantomanie durch deren Gegenteil zu ersetzen.

In den fünfziger Jahren bemühte man sich überall, die Spuren der Nazizeit zu beseitigen, und zahlreiche Gemeinden suchten eine neue städtebauliche Vision zu verwirklichen, die mit der kulturellen Tradition brach und sich zu dem Glauben der Moderne an eine technologisch orientierte Zukunft bekannte.

An die Stelle der herkömmlichen Beziehung zwischen Gebäude und Straße setzten die Architekten Corbusiers Ideal einer Parkstadt. Das gleiche dogmatische Bestreben, die Stadt neu zu erfinden, das Deutschland in der ersten Aufbauphase entscheidend prägte, ist auch heute noch zu spüren, da sich die gleichen Probleme bei der Erneuerung der deutschen Städte in den neuen Bundesländern stellen. Trotz der lebhaften architekturtheoretischen Auseinandersetzungen der fünfziger Jahre waren die ausgeführten Bauten jedoch oft enttäuschend. Die gewaltigen Probleme der zerstörten Kultur und der in Schutt und Asche gelegten Städte verhinderten eine substantielle Arbeit. Der Schweizer Schriftsteller und Architekt Max Frisch charakterisierte die schwierigen Zeiten: „Man hatte Angst, Ideen zu haben, und weil man keine Ideen hatte, hatte man Angst.“¹



Erste Wiederaufbauphase: 1949-1961

Von einem in Westdeutschland zuvor unbekanntem Bauboom getragen, wurden die teilweise dogmatischen Ideen der frühen Nachkriegszeit in den fünfziger Jahren zu gebauter Realität mit oft verheerenden Folgen. Während sich zugleich die Kluft zwischen Ost und West vertiefte, wurden Architektur und Stadtplanung immer mehr zu einem Werkzeug im Kampf der Ideologien.

In Ostdeutschland zeigten die ersten Wiederaufbaubemühungen den wachsenden Einfluß der kommunistischen Ideologie auf die Stadtplanung. Walter Ulbricht, damals Generalsek-

retär der SED, verkündete eine städtebauliche Strategie, die die Grundlage für den Aufbau der ostdeutschen Städte von 1950 bis 1955 bildete: „In der Weimarer Zeit wurden in vielen unserer Städte Gebäudekomplexe gebaut, die in ihrer architektonischen Gestaltung nicht den Wünschen der Bevölkerung entgegenkamen, die nicht der nationalen Eigenart entsprachen, sondern dem formalistischen Denken einer Anzahl Architekten, die die Primitivität gewisser Fabrikbauten auf die Wohnungsbauten übertrugen. Unter dem Hitler-Faschismus wurde dieser Kasernenstil noch weiterentwickelt. Einige Architekten, besonders in der Bauabteilung des Magistrats von Groß-Berlin, wollten die Hauptstadt Deutschlands verniedlichen durch den Bau von niedrigen Häusern und wollten Gebiete der Innenstadt nach den Richtlinien von Stadtrandsiedlungen bebauen. Der grundsätzliche Fehler dieser Architekten bestand darin, daß sie nicht an die Gliederung und Architektur Berlins anknüpfen, sondern in ihren kosmopolitischen Phantasien glauben, daß man in Berlin Häuser bauen sollte, die ebenso gut in die süd-afrikanische Landschaft passen.“² Ulbrichts propagandistische Attacke gegen Bauhaus und moderne Architektur ist typisch für die Geschicklichkeit des ostdeutschen Regimes, im Namen von Sozialismus und Gleichheit die Wirklichkeit zu verdrehen und absichtlich falsch zu informieren. Mit seinen Angriffen stand Ulbricht keineswegs allein: „Der Bauhaus-Stil ist eben ein waschechtes Kind des amerikanischen Kosmopolitismus und seine Überwindung unerläßliche Voraussetzung für die Entwicklung einer neuen deutschen Baukunst.“³

Während die westdeutschen Architekten und Stadtplaner nach einer neuen, auf der Moderne gegründeten Architektur suchten, kritisierte der ostdeutsche Propaganda-Apparat diese als „brutalen Bruch mit der nationalen Tradition“ und bezeichnete die Architekten der Gegenseite als „Anhänger der Kriegspolitik des anglo-amerikanischen Imperialismus“. Obwohl der Wiederaufbau der zerstörten deutschen Städte gerade erst begonnen hatte, bestimmten die internationalen Spannungen - der Frühzeit des Kalten Krieges immer mehr die Bauprogramme, denen die Städte in beiden Hälften Deutschlands ihre neue Gestalt verdankten.

Am 27. Juli 1950 beschloß der ostdeutsche Ministerrat die „Sechzehn Grundsätze des Städtebaus“, die den 1933 in der Charta von Athen festgehaltenen Prinzipien der „unter angloamerikanischen Einfluß stehenden“ CIAM (Congres internationaux d'architecture moderne) Widerpart geben sollten. Ein wesentlicher Aspekt der sechzehn Grundsätze war die Schaffung monumentaler städtischer Räu-

me, eine mehr als einfache städtebauliche Strategie, die nicht nur im Dritten Reich, sondern auch in der Sowjetunion unter Stalin lange praktiziert worden war. Edmund Collein, Vizepräsident der Deutschen Bauakademie, kennzeichnete 1951 die Pläne für die Stalinallee: „Dieses von angloamerikanischen Bomben grausam zerstörte Stadtgebiet fordert heute in seiner städtebaulichen und architektonischen Gestaltung die Überwindung der Fehler und Mißstände der Vergangenheit. Es gilt also, einmal die Mietkasernenstadt als Ausdruck der kapitalistischen Zeit zu überwinden, zum anderen durch eine großzügige städtebauliche Idee das Gesicht des Berliner Ostens neu zu formulieren.“⁴

Die Stalinallee (später Karl-Marx-Allee, heute Frankfurter Allee) in Berlin-Friedrichshain (1952-1958) ist das beste Beispiel für die erste Aufbauphase in Ostdeutschland (37, 38, 39). Im Gegensatz zu der abstrakten Moderne der frühen westdeutschen Projekte wurde eine Architektur entwickelt, die dem Schönheitssinn und dem Nationalbewußtsein der Bürger entsprechen sollte. Dafür galt es, klaren Ordnungsprinzipien zu folgen und historische Formen in die Stadtplanung einzubeziehen. Heute hat die Stalinallee nichts von ihrer wuchtigen Monumentalität verloren. Selbst wenn Aldo Rossi die ehemalige Prachtstraße als die „letzte große Allee Europas“⁵ bezeichnete, beruht das Scheitern der ersten Phase des kommunistischen Städtebaus in Ostdeutschland auf dem Fehlen vielfältiger Urbanität und auf der Vernachlässigung des menschlichen Maßstabes. Die endlosen Wohnblöcke und die farblose Monumentalität der Stalinallee drücken die kommunistische Tendenz aus, das Individuum herabzusetzen und jede Selbstdarstellung zu unterdrücken. Wie so oft gelingt es der kommunistischen Stadtplanung nicht, die echten menschlichen Bedürfnisse zu befriedigen.

In anderen größeren ostdeutschen Städten wurden ähnliche Riesenprojekte durchgezogen, wobei man sich immerhin in den meisten Fällen an örtliche Traditionen anpaßte. Die Langestraße in Rostock (1953-1959), die Wilhelm-Pieck-Allee in Magdeburg (1953-1964), der Roßplatz in Leipzig (1953-1958) und der Marktplatz in Dresden (1953-1957) sind anschauliche Beispiele dieser stalinistischen Bauphase, die Mitte der fünfziger Jahre, als Nikita Chruschtschow zum Führer der Sowjetunion aufstieg, ein plötzliches Ende fand. Gleichzeitig lösten industrielle Schnellbauverfahren die herkömmlichen Bauweisen ab und ersetzten den selbstverkündeten Nationalstil der frühen fünfziger Jahre durch eine technokratische Einheitsarchitektur, die sich in all

ihrer Häßlichkeit rasch von Ostberlin bis Wladivostok ausbreitete.

In Westdeutschland suchte man die Probleme des Wiederaufbaus in einer experimentierfreudigen Zeit mit einem weiten Spektrum an Lösungsmöglichkeiten zu überwinden. Dem zentralisierten Planungsdenken im Osten stand im Westen eine Vielzahl pluralistischer Städtebaukonzepte entgegen, die in den einzelnen Ländern und Städten den besonderen Verhältnissen und Bedürfnissen angepaßt wurden. In den kleineren westdeutschen Städten vertrat man eine konservativere Haltung, die eng mit örtlichen und regionalen Traditionen verbunden war. Obwohl beispielsweise Freiburg im Breisgau, Freudenstadt und Münster fast völlig zerstört waren, entschloß man sich für einen Wiederaufbau im traditionellen Sinn. Freudenstadt bietet vielleicht das beste Beispiel für diese konservative Richtung. 1599 nach einem Idealplan im Schema eines Mühlbrettspiels angelegt, hatte die Stadt in den letzten Kriegstagen 670 Häuser rund um den zentralen Platz verloren. Anstatt eine neue Ordnung über den alten Stadtplan zu stülpen, beriefen die Einwohner eine Reihe von Stadtarchitekten, darunter Paul Schmitthenner, um den Wiederaufbau auf den alten Bauparzellen zu bewerkstelligen. Die Vielfalt in Maßstab und Funktionen wurde beibehalten und erfolgreich neu interpretiert, so daß sich Freudenstadt heute als lebendige Stadt präsentiert, in der die Wunden der Zerstörung beinahe verheilt sind.

Andere städtebauliche Überlegungen liegen der Westberliner Internationalen Bauausstellung von 1957 zugrunde, die unter dem Namen Interbau bekannt wurde. Es ging dabei um die Neubebauung des Hansaviertels (40), dessen Wohnblöcke die Ziele und Unzulänglichkeiten der Nachkriegsmoderne anschaulich belegen. Das neben dem Tiergarten gelegene Viertel, das ursprünglich mit herkömmlichen Häuserblöcken dicht bebaut war, bot eine ausgezeichnete Gelegenheit, die Idee der aufgelockerten Parkstadt in die Wirklichkeit umzusetzen. Während man den Tiergarten beträchtlich erweiterte, wurden die Häuser als selbständige Baukörper in die Landschaft gesetzt. Wer heute durch das Viertel schlendert, spürt die visionäre Energie von Architekten wie Alvar Aalto, Walter Gropius oder Jacob Berend Bakema. Dem Geist der CIAM verpflichtet, glaubten sie, durch ein Maximum an Natureinbindung und Funktionalität jeder Hauseinheit die ideale Stadsiedlung verwirklichen zu können.

Allem wohlgemeintem Idealismus zum Trotz geht dem Hansaviertel letzten Endes die lebendige Vielfalt historischer Städte ab, die auf

Nutzungsmischung und gutproportionierten städtischen Räumen beruht. In der Stadt setzen Baukanten, die Straßen begrenzen und Plätze umziehen, den Rahmen für städtisches Leben. Die Bauten des Hansaviertels dagegen stehen als selbständige Einheiten in der Stadtlandschaft und symbolisieren Individualismus und Auflösung der Gemeinschaft. Das Viertel, das man als die beste der ersten Nachkriegsbebauungen bezeichnen kann, wurde unzählige Male nachgeahmt, doch die meisten dieser Nachfolgeprojekte erwiesen sich als Fehlschlag. Durch den Mangel an vielfältigen und angemessenen Nutzungsmöglichkeiten zu Tode zerstückelt, dokumentieren diese trostlosen Anti-Städte das Scheitern der Überzeugungen, die den Städtebau der frühen Nachkriegszeit geprägt hatten.

Hauptstadt Berlin (West): 1957-1958

Hauptstadt Berlin (Ost): 1958-1960

Die erste städtebauliche Phase nach 1945 gipfelte in zwei wichtigen Wettbewerben für die Berliner Stadtmitte. Die eingereichten Projekte zeigen die gegensätzlichen Tendenzen in der Planungstätigkeit, die sich Ende der fünfziger



Jahre in Ost- und Westdeutschland herausgebildet hatten und das Denken der Architekten in den folgenden Jahren weiter bestimmten.

Obwohl der Westberliner Senat und die bundesdeutsche Regierung in Bonn keine juristische Zuständigkeit für die im Osten gelegene alte Berliner Stadtmitte hatten, schrieben sie 1957 einen provozierenden internationalen städtebaulichen Ideenwettbewerb aus. Die Beiträge negierten im allgemeinen die gewachsene Stadtstruktur: Sogar der Lauf der Spree nördlich des Reichstagsgebäudes sollte verlegt werden, um Platz für ein Autobahnkreuz zu schaffen. Die Vision der Stadt als „Stadtlandschaft“ mit locker über die Land-

schaft verstreuten Gebäuden stand in völligem Gegensatz zu dem vermeintlichen Formalismus der nationalsozialistischen Stadtplanung und der folgenden kommunistischen Monumentalität, und dieses Paradigma blieb in Westdeutschland für Jahrzehnte verbindlich. Leider war jedoch die Vision nichts weiter als eine andere Ausprägung des Formalismus, die sich schließlich als genauso verheerend für die Stadt erwies. Da Deutschland und Berlin noch für weitere fünfunddreißig Jahre mit der Teilung leben mußten, blieben die visionären Entwürfe auf dem Papier. So entgingen weite Bereiche der Berliner Stadtmitte dem traditionsfeindlichen Formalismus der unmittelbaren Nachkriegszeit und stehen heute für andere Bebauungstypen zur Verfügung.

Der mit dem ersten Preis ausgezeichnete Beitrag von Friedrich Spengelin, Fritz Eggeling und Gerd Pempelfort läßt eine verhältnismäßig hohe Rücksichtnahme auf die städtische Grundstruktur erkennen, obwohl auch er die unnötige Freiräumung weiter Flächen vorsah, um Platz für ein neues Geschäftszentrum zu schaffen. Der Kommentar der Jury zeigt deutlich die damals herrschenden Meinungen: „Manche bedauerten, daß es ein Projekt ohne Leidenschaft oder zündende Idee war, doch für viele andere lag gerade darin sein Vorzug. Es war das Musterbeispiel bürgerlicher Ehrbarkeit in modernem Gewand.“⁶ Das Regierungszentrum in der Nähe des Reichstagsgebäudes sollte erhöht als Plateau am Ufer der Spree liegen, darauf wurden die Parlamentsbauten wie Skulpturen angeordnet, ein Planungstyp, für den in der unweit gelegenen Kongreßhalle des amerikanischen Architekten Hugh Stubbins von 1957 ein überzeugendes Beispiel vorlag.

Hans Scharouns Beitrag, der den zweiten Preis gewann, schlug eine völlige Umwandlung der Stadt vor. Scharouns „neue Ordnung“ beruhte auf seiner Überzeugung, daß die neue Gesellschaft ihren Ausdruck in neuen Formen finden müsse. Obwohl Zielsetzungen und Manifeste überzeugend klingen, bringt eine gründliche Untersuchung des Scharounschen Entwurfs einen überraschenden Mangel an Aufmerksamkeit für maßstabgerechte Stadtstrukturen und einen Hang zu Monumentalität zu Tage. Zwei Maßnahmen sollten die getrennten Stadthälften miteinander verbinden: ein „Haus der Wirtschaft“ genannter riesiger Baukomplex, der ohne Rücksicht auf das bestehende Stadtgefüge über drei Kilometer in die Südliche Friedrichstadt vorstieß, und die Erweiterung des Tiergartens nach Ostberlin, um einen Grüngürtel durch die Stadt zu legen. „Die Erinnerung an Hitlers Zwangsvorstellung einer alles umfassenden Ordnung würde willentlich

durch ihr Gegenteil ersetzt: eine Ordnung der Zerstückelung und Dezentralisierung. Die Verwirrung der Realität, die Unvermeidlichkeit der Zersplitterung und der Zusammenbruch der vorgegebenen, kohärenten Außenwelten ist der Preis für die Freiheit.“⁷ Obwohl Scharouns große Utopie für Berlin keine Chance auf Verwirklichung hatte, erhielt er zehn Jahre später den Auftrag, das Westberliner Kulturforum zu entwerfen, wo es ihm zumindest teilweise möglich war, seine Vision einer neuen urbanen Ordnung zu realisieren.

In den späten fünfziger Jahren veranstalteten die ostdeutschen Behörden mehrere beschränkte Wettbewerbe, die einzig Architekten aus Ostblockländern offenstanden. Die Struktur und die Ergebnisse dieser Wettbewerbe zeigen die wachsende Kluft zwischen ost- und westdeutschem Denken. 1960 legte ein ostdeutsches Kollektiv unter Führung von Peter Schweitzer einen Fünfjahresplan 1960-1965 für die neue Mitte der „Hauptstadt Berlin“ vor. Der Plan, der auf die angrenzenden Westberliner Bezirke keinerlei Bezug nahm, bekräftigte die Teilung der Stadt und die Abschottungspolitik des ostdeutschen Regimes, die im Mauerbau des folgenden Jahres ihren Höhepunkt fand. Seit dem Zweiten Weltkrieg war die kommunistische Stadtplanung auf monumentale städtische Räume und riesige Baukomplexe ausgerichtet, die die ursprünglichen Ideen des Sozialismus in ihr Gegenteil verkehrten.

Die zweite Aufbauphase: 1961-1980

Auf Anordnung der ostdeutschen Regierung wurde in der Nacht vom 12. zum 13. August 1961 mit dem Bau der Berliner Mauer begonnen. Die Berliner Stadtmitte wurde zu einem Niemandsland zwischen gegensätzlichen politischen und sozialen Systemen. Als Symbol für die Niederlage Nazideutschlands, die Strenge der kommunistischen Diktatur und die politische Lähmung von Berlin, Deutschland und Europa ist dieser „Schwerthieb durch eine Stadt“ zum Inbegriff der Sinnlosigkeit des Kalten Krieges geworden. Über Jahre hinweg besaß der „antifaschistische Schutzwall“ eine absurde Normalität. Die in seinem Bereich gelegenen früheren Plätze und Straßen waren bald nur noch eine blasse Erinnerung. Obwohl die Mauer kaum fünf Meter hoch war, verdrängte sie in sozialer und urbaner Hinsicht das Leben aus dem Zentrum. Politisch, wirtschaftlich, kulturell und architektonisch war die Stadt gelähmt.

Obwohl die Teilung in den sechziger Jahren unwiderruflich erschien, wurden in Ost- wie in Westdeutschland ähnliche städtebauliche Strategien entwickelt. Der Wohnungsmangel war ein ständiges politisches Thema mit Explosiv-

kraft. Zusätzlich zum Wiederaufbau der kriegszerstörten Wohnungen für die wachsende einheimische Bevölkerung mußten Hunderttausende zusätzlicher Wohnungen für die Flüchtlinge aus den Ostblockstaaten bereitgestellt werden. Um den Problemen, die das Bauen in der Innenstadt stellte, auszuweichen, plante man neue Wohnviertel in großer Entfernung von den städtischen Zentren. Das Aufkommen der Vorstadtkultur und die Vernachlässigung der Innenstadt, die den amerikanischen Städtebau der Nachkriegszeit kennzeichnen, finden ihre Parallele in den Trabanten- und Satellitenstädten, die im Westen bis in die späten siebziger und im Ostblock bis in die neunziger Jahre aus dem Boden gestampft wurden. Marzahn in Ostberlin und das Märkische Viertel in Westberlin können stellvertretend für Dutzende anderer Neubausiedlungen in ganz Deutschland genannt werden,

Das Märkische Viertel war das umstrittenste städtische Neubauprojekt der sechziger Jahre. Bevor die ersten Baumaschinen auffuhren, sprachen Kritiker bereits vom Scheitern des ganzen Unternehmens. Die damals geäußerte Kritik war einer der Ausgangspunkte für die postmoderne Stadtplanung um die Mitte der achtziger Jahre. Letzten Endes war das Märkische Viertel eine vergrößerte Fassung des Hansaviertels. Die gleiche Idee der Parkstadt bildete die Grundlage. Was allerdings als Grünflächen zwischen massiven Wohnblöcken geplant war, verkam zu einer Ansammlung von Parkplätzen. Gigantische Betonklötze mit bis zu zwanzig Geschossen wurden so weit auseinandergesetzt, daß sie zwischen sich keinen sinnvollen städtischen Raum zu bilden vermochten. Die phantasielose Wiederholung industriell vorgefertigter Bauelemente und das mangelhafte Gesamtkonzept ließen das Märkische Viertel zu einer trostlosen, von der gesteigerten Vitalität der Stadt weit entfernten Anti-Stadt werden. Dennoch entwickelte sich das Viertel in den letzten Jahren allen kritischen Stimmen zum Trotz zu einer Wohngegend mit erstaunlich hoher Lebensqualität, wenn man einer vor kurzem durchgeführten Umfrage unter den Anwohnern Glauben schenken darf.

Die Neubausiedlung Marzahn, das Ostberliner Gegenstück zum Märkischen Viertel, litt unter ähnlichen Problemen. Allerdings konnte die harte Kritik, die sich gegen das Märkische Viertel erhoben hatte, im Ostteil der Stadt bis 1990 nicht offen vorgebracht werden. Während die Erbauer des Märkischen Viertels in den achtziger Jahren gezwungen waren, mehr Bäume anzupflanzen, die Hauseingänge neu zu gestalten, ein Einkaufszentrum zu errichten

und den Park zu vervollständigen, waren die Einwohner von Marzahn nie in der Lage, die zur Belebung ihrer Stadt notwendigen Maßnahmen durchzusetzen. Die Erneuerung von Marzahn und unzähliger ähnlicher Wohnsiedlungen in den neuen Bundesländern ist eine der Hauptaufgaben, die Architekten und Stadtplaner in den neunziger Jahren erwartet.

Aufgrund der einseitigen Bevorzugung dieses Typs der Trabantenstadt wurde das Wohnen in der Innenstadt bis in die achtziger Jahre vernachlässigt, als man sich umzubesinnen und in Ost und West erneut divergierende neue städtebauliche Konzepte zu entwickeln begann. Einmal mehr liefert Berlin die anschaulichsten Beispiele für die Stadtkerngestaltung der sechziger und siebziger Jahre.

In Ostberlin wurden bis in die späten achtziger Jahre zahlreiche Elemente des Schweitzer-Plans ausgeführt, Bauten, in denen die kommunistische Ideologie ihren materiellen Niederschlag fand. Die Leipziger Straße beispielsweise wurde mit einer Mischung aus zwölf- bis fünfundzwanzigeschossigen Wohnblöcken bebaut. Die Reste des Alten Schlosses, Residenz der preußischen Könige und symbolisches Zentrum der Stadt, wurden abgerissen, um den eintönigen „Palast der Republik“ Platz zu machen. Der Alexanderplatz, vordem Krieg einer der belebtesten Orte der Stadt, wurde in der Größe verdreifacht und dadurch seiner Lebenskraft beraubt. Der Bereich zwischen Schinkels Altem Museum und dem Alexanderplatz ist heute immer noch durch Freiflächen gekennzeichnet, die für die vom Regime veranstalteten Paraden und Aufmärsche dienten. Große Regierungsgebäude, einst als Denkmäler für die neue Ordnung entworfen, stehen augenblicklich leer: gespenstische Torsos inmitten der gescheiterten Stadt des sozialistischen Realismus.

In Westberlin wurde Hans Scharoun mit dem Entwurf des Kulturforums betraut, einem Gebäudekomplex, zu dem die Philharmonie und die Staatsbibliothek gehören. Damit war es dem Architekten möglich, seine Idee der Stadt als amorpher „Stadtlandschaft“ zumindest teilweise und mit unterschiedlichem Erfolg zu verwirklichen. Die Gebäude selbst sind in der Art einer Stadt entworfen; ohne Bezug zu ihrer Umgebung vernachlässigen sie den städtischen Kontext. Trotz aller Virtuosität seiner Innenräume ist das Kulturforum von außen gesehen auch heute noch ein zusammenhangloser, trister Bereich.

In den frühen siebziger Jahren waren in Ost- wie Westdeutschland die schlimmsten Kriegsfolgen beseitigt. Während man im Osten die

industrielle Anti-Stadt-Architektur der sechziger Jahre weiterführte, begannen sich im Westen neue Erkenntnisse in der Stadtplanung durchzusetzen, da man sich der Unzulänglichkeiten des bisherigen Bauens bewußt geworden war. Das Olympiagelände in München mit seinen Sportanlagen und Wohnbauten wurde 1972 zu einem der erfolgreichsten Städtebauprojekte der europäischen Nachkriegszeit. Für die Veranstaltung der Olympischen Sommerspiele 1972 in München wurde 1968 ein Wettbewerb ausgeschrieben. Auf dem zur Verfügung stehenden Gelände hatte man in den ersten Nachkriegsjahren die Trümmer zu Bergen aufgehäuft. Die Preisträger des Wettbewerbs, der Stuttgarter Architekt Günter Behnisch mit seinem Team, zu dem unter anderen Joachim Joedicke und Frei Otto gehörten, schlugen eine lockere Bebauung mit zeltähnlichen Strukturen vor, die sich über das hügelige Gelände zogen. Das Konzept, das in völligem Gegensatz zu der steifen Monumentalität der 1936 von Hitler in Berlin veranstalteten Olympiade stand, kündete von einer neuen demokratischen Architektur, die die soziale, politische und architektonische Erneuerung Westdeutschlands überzeugend dokumentierte.

Ein weiterer Preisträger, das Stuttgarter Architektenteam Erwin Heinle und Robert Wischer, erhielt den Auftrag, das Olympische Dorf zu entwerfen. Ähnlich wie das Märkische Viertel stieß das Dorf anfangs auf heftige Kritik; heute jedoch wird es von neunzig Prozent seiner dreitausend Bewohner in hohen Tönen gelobt, vor allem weil man hier trotz des weitgefächerten Bauprogramms und der kurzen Bauzeit die Fehler der meisten anderen größeren Wohnbauprojekte hatte vermeiden können. Der erfolgreiche Entwurf des Olympischen Dorfes beruht auf mehreren Grundsatzentscheidungen: Die nach Süden orientierten Gebäude sind terrassenförmig angelegt und gewähren Ausblicke in die Landschaft, wobei die Bewohner die Betoneinheiten in hängende Gärten verwandelten. Die Autos sind in ein unterirdisches System von Straßen und Abstellplätzen verbannt, so daß die öffentlichen Plätze verkehrsfrei sind und zusätzliche Grünanlagen und Spielplätze angelegt werden konnten. Zweigeschossige Gebäude wechseln mit höheren Blöcken ab, um ein abwechslungsreiches Straßenbild und städtische Dichte zu schaffen. Wohnbauten, Läden und Geschäfte, Hotels, Schulen, Kirchen, Büros: alle Funktionen sind gut durchmischt. Die Kombination von Miet- und Eigentumswohnungen zog verschiedene soziale Gruppen an, während der hohe Anteil an Wohnungen in Privateigentum das Prestige der Wohnlage weiter ansteigen ließ. Aus heutiger Sicht gesehen,

dürfte das Olympische Dorf, obwohl kaum denkbar als eine zeitgenössische Lösung, das überzeugendste Beispiel für den Wohnungsbau der frühen siebziger Jahre sein.

Wiederaufwertung der Tradition: die achtziger Jahre

Zu Beginn der achtziger Jahre ließ sich das Scheitern eines großen Teils des Städtebaus der Nachkriegszeit nicht mehr abstreiten. Dennoch verhinderten die dogmatischen Strukturen in Ostdeutschland jeden Wechsel. Die Erfahrungen der sechziger und siebziger Jahre blieben unberücksichtigt, da man weiter nach dem idealen architektonischen Ausdruck für die erlahmende kommunistische Ideologie suchte. In Ostberlin wurde die größte europäische Neubausiedlung jener Zeit und der gesamten Nachkriegszeit in Hellersdorf gebaut, und ähnliche Projekte sind in der Peripherie fast jeder ostdeutschen Stadt zu finden. In Westdeutschland dagegen suchte eine neue Generation von Architekten und Stadtplanern nach Lösungen für die komplexen Probleme, die sich durch den zunehmenden Verfall der seit mehr als zwanzig Jahren vernachlässigten Innenstädte stellten.

Die Wiederentdeckung des Stadtzentrums fand in Westdeutschland an vielen Orten zugleich statt. In Eichstätt erneuerte der Diözesanbaumeister Karljosef Schattner das historische Stadtbild mit behutsamen Eingriffen, die das Alte nicht zu übertrumpfen, sondern ihm selbstbewußt zu begegnen suchten. Die Regensburger Altstadt wurde restauriert und mit Neubauten belebt. Mit einer Reihe bemerkenswerter Museumsbauten in der Kulturmeile am Main, dem Neuaufbau des historischen Zentrums und einem internationalen Messezentrum in der Nähe des Bankenviertels gab Frankfurt seiner Stadtmitte neues Leben. Hamburg erneuerte sein verfallendes Zentrum mit einer vitalen Mischung aus Geschäfts-, Laden- und Wohnbauten. In Westberlin führten die Erfahrungen der sechziger Jahre - die ersten Versuche mit Partizipationsmodellen, die Kritik am Märkischen Viertel - zur neuen Internationalen Bauausstellung IBA, der einflußreichsten Architekturwerkstatt der achtziger Jahre.

Die Standorte der IBA verteilen sich über die Stadt und liegen vor allem in Gebieten, die im Krieg weitgehend zerstört und zum Zeitpunkt des Ausstellungsbeginns stark erneuerungsbedürftig waren. Dabei befaßt sich die Altbau-IBA unter der Leitung von Hardt-Waltherr Hämer im Demonstrationsgebiet Kreuzberg SO 36 vor allem mit „behutsamer Stadterneuerung“. Die in diesem Zusammenhang

entwickelten Projekte sind zwar weniger auffällig, haben aber um so weiter reichende Folgen. Die Erneuerung heruntergekommener Häuser und Wohnungen in mehreren Stufen, die Verschönerung des gesamten Gebiets, der Einbezug aller Beteiligten in die Entscheidungsprozesse und die Bereitstellung günstiger Kredite tragen dazu bei, den inneren Zusammenhalt des ganzen Viertels zu festigen und dank einer Vielfalt an Funktionen die Vitalität der Stadt zu erhöhen. Der von Hämer und seinen Mitarbeitern entwickelte „Bauplan“ von 1981 hält den Zustand jedes Gebäudes fest und legt einen Maßnahmenkatalog vor, der von weiträumigen Renovierungen bis zu ergänzenden Neubauprojekten reicht.

In der von Josef Paul Kleihues geleiteten Neubau-IBA geht es um den Neuaufbau der alten Blockbebauung in der Südlichen Friedrichstadt, im Tiergarten und in Tegel. Architekten aus aller Welt wurde die Möglichkeit geboten, ihre manchmal utopischen Visionen zu verwirklichen. Der von Kleihues 1984 vorgelegte Gesamtplan unterscheidet sich deutlich von den städtebaulichen Vorstellungen, die den Wettbewerb „Hauptstadt Berlin“ von 1957 bestimmten, und zeugt von der Wiederentdeckung der Stadt als räumliches und philosophisches Kontinuum. In der Südlichen Friedrichstadt und im Tiergartenviertel sah der Plan von 1984 Häuserblöcke mittlerer Dichte vor. Innenhöfe sollten Licht und Luft in die Wohnungen bringen und den Verkehrslärm fernhalten. Die neuen Blöcke bildeten neue Straßenräume. Parks und Grünanlagen sollten an die Stelle nicht mehr benutzter Gleisanlagen treten und als Naherholungsgebiete für die dicht besiedelten Innenstadtviertel dienen. Großzügig gestaltete Plätze boten Raum für vielfältige Funktionen. Um jede Monotonie zu vermeiden, wurde kein besonderer Baustil vorgeschrieben; ein weites Spektrum möglicher Lösungen wurde im Labor der Stadt erprobt. Heute darf man den ausgeprägten Sinn für Pluralismus und Freiheit des Ausdrucks als die überzeugendste Leistung der IBA ansehen.

Obwohl sich die meisten Neubauten in Ostdeutschland auf die Stadtrandsiedlungen konzentrierten, wurden in Ostberlin und anderen Städten ebenfalls Projekte für den Innenstadtbereich entwickelt, die allerdings im scharfen Gegensatz zu den Revitalisierungsprojekten in Westdeutschland stehen. Im Berliner Nikolaiertel baute man einen der ältesten Stadtteile mit Häusern in Plattenbauweise neu auf. An der Friedrichstraße entstanden neue Hotels und Einkaufszentren. Einförmige Wohnblöcke wurden an der Wilhelmstraße erstellt, wo einst diplomatische Vertretungen und Ministerien standen. Mit diesen Projekten suchte die ost-

deutsche Regierung der Stadt weiterhin ihren ideologischen Stempel aufzudrücken und schlug dabei Wunden, die erst nach Jahrzehnten heilen werden.

Zwischen Rekonstruktion und Dekonstruktion: die neunziger Jahre

Am 9. November 1989 gab das ostdeutsche Regime dem wachsenden Widerstand nach und öffnete die Grenzen zu Westdeutschland und Europa. Der Fall der Berliner Mauer und das Ende der deutschen Teilung war in Sicht. Kaum ein Jahr später, am 3. Oktober 1990, war die Wiedervereinigung formal vollzogen. Diese Ereignisse bedeuten auch für Architektur und Stadtplanung den Beginn einer neuen Epoche. Während man die gängigen westdeutschen Planungskonzepte der achtziger Jahre auf Projekte in den neuen Bundesländern übertrug, wurde die Stadtplanung in zunehmendem Maß von neuen Tendenzen bestimmt. Ein trauriges Erbe der ostdeutschen Regierung waren die verwüsteten Innenstädte, die nach dem Krieg nie wiederaufgebaut oder langsam verfallen waren. Architekten und Stadtplaner sahen sich Problemen gegenüber, die denen der ersten Nachkriegszeit glichen, nur waren inzwischen fünfundsiebenzig Jahre vergangen.

Im November 1990 luden das Deutsche Architekturmuseum und die „Frankfurter Allgemeine“ siebzehn Architekten ein, zum Thema „Berlin Morgen“ Vorschläge für das Herz von Berlin zu machen. Obwohl die theoretischen Entwürfe ihres utopischen Charakters wegen kritisiert wurden, während die Zeit eher pragmatische Lösungen forderte, zeugen die visionären Ideen von der Euphorie des Jahres 1990 und deuten die städtebaulichen Grundideen der folgenden Jahre an.

Oswald Mathias Ungers schlägt vor, am Ufer der Spree „Ikonen der Architektur“ als über das historische Zentrum verstreute urbane Fragmente zu errichten. Er betrachtet Berlin als „Städtearchipel“ und entwickelt in seinem Entwurf die Idee der „Stadt in der Stadt“, in der die Stadt als Ansammlung von Fragmenten zu verstehen ist. Anstatt die Zerstückelung mit Stadtreparaturen zu beheben, versucht Ungers das als positiven Wert verstandene Chaos von Berlin zu bewahren und zu verstärken. Die besonderen Merkmale einzelner Viertel sind in einem ersten Schritt festzulegen und anschließend zu bewahren und zu verstärken, bis sich die ganze Stadt als Collage von Fragmenten präsentiert. Wie Ungers ausführt, ist das einzige beständige Element, das die urbanen Bruchstücke Berlins zusammenhält, der dialektische Prozeß, in dem die These von der Anti-

these widerlegt wird. Statt das Zentrum in seiner historischen Form wiederaufzubauen, schlägt er eine architektonische und stilistische Haltung vor, die die Einzigartigkeit des zerstückelten Charakters der Stadt anerkennt. Lässt sich sein Gebrauch von „Ikonen der Architektur“ als Metapher für das Schicksal der Stadt verstehen, so legt er darüber hinaus mehrere konkrete Vorschläge für seine eigenen urbanen Fragmente vor. Der überflüssig gewordene „Palast der Republik“ könnte durch ein „Volkshaus“ erweitert werden, das gegenüber von Schinkels Altem Museum auf der anderen Seite von Unter den Linden stehen würde. Ein achthundert Meter langer Bau würde die Spree überspannen und eine Art Tor in das Gebiet hinter dem Reichstag bilden. Der Bahnhof Friedrichstraße soll von drei neuen Blöcken flankiert werden, eine Anspielung auf den Entwurf gebliebenen Glaswolkenkratzer, den Mies van der Rohe in den zwanziger Jahren an dieser Stelle errichten wollte.

Hans Kollhoffs Projekte zur „Berlin Morgen“ Ausstellung umfassen das Gebiet rund um Postdamer und Alexanderplatz mit der Leipziger Straße zwischen den beiden Plätzen. Durch die Beschränkung der Bauten auf diese Bereiche sucht Kollhoff die kreative Kraft der freien Marktwirtschaft mit Hilfe von Hochhäusern nach amerikanischem Vorbild zu nutzen. Die Verdichtung bestimmter Bereiche des Stadtkerns soll die unbebaute Landschaft rund um Berlin schützen. So sind in der Stadtmitte Bauzonen mittlerer Dichte vorgesehen, während siebziggeschossige Wolkenkratzer am Potsdamer und Alexanderplatz für Büros bestimmt sind. Die sechs für den Postdamer Platz geplanten Wolkenkratzer enthalten zusammen mehr Nutzfläche als das gesamte umliegende Viertel. Als Vorbild für sein Projekt führt Kollhoff die klassischen Wolkenkratzer New Yorks an, doch vermeidet sein Plan die auf allzu großer Verdichtung beruhenden Probleme Manhattans, indem er den Hochhäusern zwei sorgfältig ausgesuchte Standorte zuweist.

Josef Paul Kleihues konzentriert sich in seinen Projekten für denselben Bereich auf das Stück zwischen Potsdamer Platz und Spree. Der Spreebogen nördlich des Reichstagsgebäudes soll das zukünftige deutsche Regierungsviertel werden. Mittelhohe Blöcke mit einigen schlanken Hochhäusern an strategischen Punkten sind für das Gebiet um den Potsdamer Platz vorgesehen. Auf die historisch bedingte Nord-Süd-Teilung Berlins geht Kleihues mit einem Nord-Süd-Boulevard ein, der als dringend benötigte Verkehrsachse die Innenstadt mit den Außenbezirken verbindet. Die wenigen erhaltenen urbanen Fragmente zwischen Reichstag und Potsdamer Platz werden

in neue Blöcke einbezogen, um auf diese Weise die zerstückelte Stadtlandschaft zu reparieren.



ren.

1991 fand der erste offizielle städtebauliche Wettbewerb für die Berliner Mitte statt; es ging darum, einen städtebaulichen Rahmenplan für das Gebiet rund um den Potsdamer Platz festzulegen. Als man mit dem Abriß der Mauer begann, kam dort, wo sich einst einer der verkehrsreichsten Plätze Europas befand, ein verwildertes Stück Brachland zum Vorschein. Die Revitalisierung des Potsdamer Platzes stellt eine der schwierigsten Herausforderungen der 90er Jahre dar. Die Münchner Architekten Heinz Hilmer und Christoph Sattler, die aus dem beschränkten Wettbewerb als Gewinner hervorgingen, schlugen eine stilistisch und städtebaulich strenge Blockbebauung vor, die sich an der Berliner Tradition orientiert und die Stadtstruktur ergänzt und erneuert (49). Die bestehende Blockbauweise wird durch eine kompakte Zone zehngeschossiger Gebäude erweitert. Der Entwurf lehnt sich nicht an das „weltweit erprobte amerikanische Stadtmodell einer Ansammlung von Wolkenkratzern“ an, sondern gründet auf der „Vision einer kompakten, räumlich komplexen europäischen Stadt“. Die Entscheidung, den Entwurf von Hilmer und Sattler mit dem ersten Preis auszuzeichnen, bekundet den klaren Willen, das Experiment mit den Elementen der humanistischen Stadt zu wagen und im Gegensatz zu den meisten anderen Wettbewerbsbeiträgen die Investoren an ihrer Absicht zu hindern, abweisende Wolkenkratzer in die Höhe zu ziehen. 1992 überarbeiteten die Architekten ihren Entwurf, um ihn einigen Forderungen der Investoren, dem Verkehr und der benötigten Infrastruktur besser anzupassen. Im Sommer 1992 fanden weitere Wettbewerbe für die Bebauung einzelner Grundstücke statt.

Als die Euphorie nach dem Fall der Berliner Mauer abgeklungen war, trat der erschreckende Zustand der ostdeutschen Innenstädte und Neubausiedlungen immer deutlicher zu Tage. Angesichts der gewaltigen Aufgaben, die sich hier stellten, kamen neue, beinahe unlösbare, Aufgaben auf Architekten und Stadtplaner zu. Da die historischen Stadtteile so rasch wie möglich saniert werden mußten, wandte sich die Aufmerksamkeit eine Zeitlang von den wuchernden Neubaugebieten ab, die ohne die wichtigsten Kultur- und Freizeiteinrichtungen auszukommen hatten. Durch die einseitige Ausrichtung auf den Wohnbau war die für das Leben einer Stadt notwendige Durchmischung der Funktionen unterblieben. In den riesigen Siedlungen gab es oft weder Einkaufsmöglichkeiten oder Büros noch Kulturzentren oder Ämter.

Obwohl die Neubausiedlung Hellersdorf vor den Toren Berlins in den achtziger Jahren für über 200000 Bewohner errichtet wurde, blieb das Stadtzentrum unvollendet. Die riesige leere Fläche inmitten der trostlosen Siedlung bot Stadtplanern die erste Gelegenheit, die durch die in Ostdeutschland entstandenen Satellitenstädte verursachten Probleme zu lösen.

Der Entwurf von Andreas Brandt, Rudolph Böttcher und Liliana Villanueva, der 1991 siegreich aus dem Wettbewerb hervor ging, schlägt eine dicht bebaute Stadtmitte vor, die in deutlichem Gegensatz zu der üblichen eintönigen Blockbauweise steht. Hier wurden klare Richtlinien für die Reparatur und Vervollständigung der mangelhaften Stadtstruktur vorgelegt. Ausgehend von dem Grundsatz, daß „jeder Einwohner das Recht auf Stadt hat“, entwarf das Team ein dichtes Gefüge vielgestaltiger Blöcke mit zahlreichen Funktionen als Gegenstück zu der umliegenden Anti-Stadt. Fünfgeschossige Gebäude enthalten Räumlichkeiten für Büros, Einkaufen, Kultur, Sport, Freizeit und Verwaltung, wobei Büros in den unteren und Wohnungen in den oberen Geschossen zu finden sind. Drei Hochhäuser, die über die umliegenden Bauten hinausragen, dienen als weithin sichtbare städtische Erkennungszeichen. Indem die Architekten die Fehler der herkömmlichen modernen Stadtplanung zu vermeiden vermochten, entwarfen sie eine maßstabsgerechte Stadtmitte, die aufgrund ihrer Funktionsvielfalt als eine der ersten empfehlenswerten Lösungen für die Probleme der Neubausiedlungen im Osten Deutschlands gelten kann.

In Dresden gewann das Kölner Architektenpaar Joachim und Margot Schürmann 1992 den städtebaulichen Wettbewerb für den Post-

platz (50). Ihr Projekt setzt sich mit den Problemen auseinander, die sich ganz allgemein in den historischen Stadtzentren der neuen Bundesländer stellen. Indem die Planer den Verlauf der alten Stadtmauern respektieren und mit Hilfe umsichtig platzierter Neubauten klar definierte Straßen, Plätze und Grünanlagen schaffen, bieten sie Raum für neue Urbanität. Durch Verdichtung bei gleichzeitiger Rücksichtnahme auf gewachsene Stadtstrukturen - dabei war auch der nahegelegene barocke Zwinger miteinzubeziehen - gelingt es den Schürmanns, einen vielfältigen, leicht identifizierbaren Stadtbereich zu schaffen, ohne auf historische Formen zurückgreifen zu müssen.

Bedingt durch die neue Situation in Ostdeutschland wurden in den frühen neunziger Jahren weitere städtebauliche Probleme zu dringlichen Anliegen der Städtebauer. Dazu gehörte nicht nur die akute Wohnungsnot, sondern auch die Stilllegung zahlreicher Fabrikanlagen und die Aufgabe städtischer Grundstücke in Uferbereichen. Die Planer bemühten sich um Lösungen für die Wohnungsnot, ohne der weiteren Zersiedelung der Landschaft Vorschub zu leisten, und befaßten sich mit dem Umbau bestehender Gebäude bei Wahrung des natürlichen Umfeldes.

Die IBA Emscher Park wurde in den späten achtziger Jahren angefangen und im Laufe der neunziger Jahre durchgeführt, um das früher hochindustrialisierte Ruhrgebiet zwischen Duisburg und Dortmund wiederaufzuwerten. Im Gegensatz zur behutsamen Stadtreparatur, wie sie die Berliner IBA der achtziger Jahre propagierte, suchte man nach umfassenderen Lösungen, da es um die Umwandlung einer weitaus größeren Region ging. Sechzehn Standorte, in der Mehrzahl stillgelegte Industrieanlagen, wurden unter dem Thema „Arbeiten im Park“ für neue Industrien, Dienstleistungsbetriebe und Wissenschaftsparks bereitgestellt. Innovative Modelle erprobten die Zusammenarbeit von öffentlicher Hand und Privatsektor. Der Münchner Architekt Uwe Kiessler schlug für das Rheinelbegebiet in Gelsenkirchen einen Wissenschaftspark als neue Arbeitsstätte vor, die die veralteten Fabriken ersetzen könnte. Zusätzlich zu den Projekten für die Entwicklung neuer Industrien hatte die IBA Emscher Park zwanzig Orte für Wohnbau und Stadterneuerungen vorgesehen. In Prosper III beispielsweise, einer stillgelegten Fabrik im Zentrum von Bottrop, sah das preisgekrönte Projekt der Darmstädter Architekten Klaus und Verena Trojan ein neues Stadtviertel mit vierhundert Wohneinheiten und einer Vielzahl weiterer Funktionen vor, darunter Einkaufsmöglichkeiten, Arbeitsstätten, Dienstleistungsbetriebe, Kinos, eine Bibliothek und Cafés, die

einen passenden Grad an Urbanität gewährleisten (51). Das Gesamtareal ist in drei Quartiere unterteilt, in denen jeweils verschiedene Gebäudetypen um einen zentralen Park gruppiert sind.

In den frühen neunziger Jahren rückte die Wohnungsnot, mit der man in Deutschland seit 1945 ständig leben mußte, erneut ins Zentrum der Stadtplanung, innerhalb kurzer Zeit waren nun die Projekte von kleineren Entwürfen mit weniger als fünfhundert Wohneinheiten zu ganzen Neubausiedlungen mit bis zu zehntausend Einheiten sowie Bürobauten, Arbeitsstätten, Schulen und Sportanlagen angewachsen. Im Unterschied zu den Neugründungen der Nachkriegszeit suchte man jetzt die bestehende Stadt zu vergrößern, ohne deren Schwächen zu übernehmen. Die für München-Poing und Freiburg-Rieselfelder entworfenen Stadterweiterungen übertrugen traditionelle urbane Muster auf neue Örtlichkeiten außerhalb der alten Zentren. Das von dem ortsansässigen Architektenbüro Böwer, Eith, Mürken und Spieker vorgelegte Freiburger Projekt sucht die neuen Viertel mit Hilfe klar definierter Verbindungsstraßen zu integrieren. Im Mittelpunkt des Entwurfs stehen zehn geschlossene Blöcke, umringt von offenen Gebäudetypen, die eine Vielzahl von Straßen und Plätzen begrenzen. Der Hauptplatz der neuen Stadt hat eine klare Form, zeichnet sich durch eine gute Durchmischung der Nutzungen aus und grenzt im Norden an einen Park und ein Erholungsgebiet.

In Berlin entwickelten vier Architektengruppen Vorentwürfe für die Wasserstadt Spandau, eine neue, am Wasser gelegene Stadt für zehntausend Einwohner. Im ehemaligen Industriegebiet nordwestlich des Spandauer Zentrums gelegen, ist die Wasserstadt das ehrgeizigste der augenblicklich geplanten neuen Stadtvergrößerungsprojekte. Trotz seiner Nähe zum Zentrum und zum Oberhavelsee hatte sich das Gebiet zu einem Industriezentrum entwickelt. Nach dem Mauerfall bot sich die Gelegenheit, die Industriebetriebe umzusiedeln und gleichzeitig den wertvollen Grundstücken eine neue Attraktivität zu geben. Mehrere Strategien wurden entwickelt, um eine Stadt mit hoher Dichte und Lebensqualität zu verwirklichen, ohne die Fehler anderer Neubausiedlungen zu wiederholen. Neben den Wohngebieten wurden fünfundzwanzig Prozent der Gesamtfläche für neue „nicht störende“ Industrien, Dienstleistungsbetriebe, Einkaufszentren, Schulen und Gemeinschaftsbauten reserviert. Hans Kollhoff und Helga Timmermann, Christoph Langhof, Jürgen Nottmeyer (52) sowie Klaus Zillich erhielten 1990 den Auftrag, eine Reihe von Vorschlägen aus-

zuarbeiten. Den gleichen Zielen verpflichtet, entwarf jede Studie einen eigenen Stadtteil am Wasser und gelangte zu anderen Lösungen hinsichtlich Verdichtung und Anlage von Parks und Grünflächen.

1992 wurde ein städtebaulicher Wettbewerb für die erste Phase der Wasserstadt, das Pulvermühlegebiet, durchgeführt. Gernot und Johanna Nalbach schlugen 1200 Wohneinheiten und die dazugehörige Infrastruktur mit Einkaufsmöglichkeiten, Büros, öffentlichen Bauten und Parkanlagen vor, das ganze um eine zentrale Grünfläche mit Kindergarten und Schule angeordnet. Im Süden sollte das Fabrikgebiet mit neuen Produktionsstätten und Dienstleistungsbetrieben erweitert werden. Nördlich der zentralen Grünfläche wurde ein Bereich mit Mehrzweckblöcken von einem geschwungenen Gebäude begrenzt, das den nördlichen Abschluß eines bereits bestehenden Parks mit Sportanlagen bildete. Das Ufer blieb von Bebauungen frei, um das natürliche Umfeld zu schützen. Leider erwies sich die Idee einer kohärenten Stadtkante am Wasser aufgrund der öffentlichen Opposition als unausführbar.

Gleichzeitig begann man mit dem Entwurf weiterer Teile des Wasserstadt-Projekts. Auf der anderen Seite der Oberhavel planten die Nalbachs das Nordhafenviertel mit fünfhundert Wohneinheiten, Büros, Schule, Hotel, Leichtindustriebetrieben und Geschäftsbauten (53). Anstatt den für Industrie und Büros benötigten Raum an den Rand des Gebiets zu legen, integrierte ihn das Team in das Zentrum. Die Peripherie ist für Wohnbauten vorgesehen, von denen aus man über die Oberhavel und die umliegende Landschaft sehen kann. Ein dreieckiger Stadtplatz verbindet das angrenzende bestehende Viertel mit den Einrichtungen am Wasser, zu denen auch eine Schule und Gemeinschaftsräume gehören. Durch den geschickten Einbezug bestehender Gebäude, die Durchmischung der Funktionen und maßstabgerechte öffentliche Räume gelang es den Nalbachs, dem in den Anfängen begriffenen Wasserstadt-Projekt benötigte Impulse zu verleihen.

Berlin, Hauptstadt des wiedervereinigten Deutschlands

Im Juni 1991 beschloß der deutsche Bundestag, dem Bonner Provisorium ein Ende zu setzen und Berlin wieder zur ständigen deutschen Hauptstadt zu machen. Unmittelbar darauf setzte ein gewaltiger Druck auf den Berliner Bau- und Grundstücksmarkt ein, da zahlreiche Behörden, Ministerien und Finanzinstitutionen einen Umzug ins Auge faßten. Um

die städtischen Infrastrukturen und das Stadtgefüge vor unnötigen, durch den Bauboom verursachten Schäden zu bewahren, entwickelte der Berliner Senat eine Strategie der „kritischen Rekonstruktion“, in der Leitlinien für das Bauen in der Stadtmitte festgelegt wurden. Die ersten in diesem Geist erarbeiteten Projekte lehnen die herkömmliche „Investorenstadt“ ab, die zahlreiche andere Städte ihrer lebendigen Vielfältigkeit beraubt hat.

Das erste Projekt der kritischen Rekonstruktion wurde in der Friedrichstraße entwickelt, die früher die wichtigste Nord-Süd-Verbindung der Stadt gewesen war. Oswald Mathias Ungers, Jean Nouvel und Pei, Cobb, Freed & Partners wurden damit beauftragt, je einen der drei Blöcke neben Schinkels Schauspielhaus zu entwerfen (54). Die Aufteilung des Auftrages hatte zu gewährleisten, daß die drei Projekte die der Stadt eigene Vielfalt wahrten und neu zur Geltung brachten. Drei unterschiedliche, einander respektierende, doch eigenständig architektonische Sprachen sollten sich ausdrücken können. Der neue Komplex wurde mit dem umliegenden Viertel durch Passagen verbunden, die sich aus der Erweiterung des bestehenden Straßennetzes ergaben. 1992 riß man die Bauruine eines in den späten achtziger Jahren von der ostdeutschen Regierung geplanten Einkaufszentrums ab, um mit dem Bau der neuen Friedrichstraße-Passagen beginnen zu können.

1992 legten Bernhard Strecker und Dieter Hoffmann-Axthelm erste Vorschläge für Entwurfsrichtlinien zur Neugestaltung des Pariser Platzes in der Nähe des Brandenburger Tors vor. Ursprünglich lagen hier die Botschaften Großbritanniens, Frankreichs und der Vereinigten Staaten sowie öffentliche Institutionen wie die Akademie der Künste. Die fast vergessene Parzellierung und die Bauflüchte der alten Gebäude wurden rekonstruiert, um auf den Fundamenten der Vergangenheit ein neues Viertel zu errichten und der Idee der kritischen Rekonstruktion einen weiteren Impuls zu geben. Dabei ging es nicht um eine Kopie der Vorkriegsarchitektur, sondern um die Entwicklung neuer Formen, die den Originalmaßstab und die historische Bedeutung des Platzes respektieren, ohne in oberflächlichen Historismus abzugleiten. Der Vorschlag des Teams sieht für die Begrenzung des Platzes dreigeschossige Gebäude mit sechs individuellen Fassaden und zudem siebengeschossige Häuser im Blockinneren vor. Die Architekten planen eine Vielfalt an Maßstäben und Funktionen, ohne den Stil der Häuser im einzelnen festzulegen.

Im gleichen Jahr 1992 wurde ein städtebaulicher Wettbewerb für Architekten aus aller Welt ausgeschrieben, der dem Neuaufbau des Gebietes nördlich des Reichstagsgebäudes im Spreebogen gilt; rund achthundert Projekte wurden eingereicht. In erster Linie ging es darum, die Institutionen für die Bundesregierung zu integrieren, ohne eine Art „verbotener Stadt“ mit riesigen Verwaltungsbauten zu schaffen. Die Gelegenheit, für die demokratischen und pluralistischen Prinzipien der heutigen deutschen Gesellschaft einen geeigneten städtischen Rahmen zu schaffen, wie das in Bonn zwischen 1945 und 1992 erfolgreich geschehen war, bot den Planern eine einzigartige Möglichkeit für Experimente. Mag der Wettbewerb tatsächlich die Umriss eines neuen Stadtzentrums festlegen, oder mögen sich die Projekte der Wettbewerbsgewinner als utopische Visionen erweisen, wie das bei den Entwürfen für die Hauptstadt Berlin 1957 der Fall gewesen war: Sicher ist auf jeden Fall, daß in den kommenden Jahren nicht nur dem Kern der zukünftigen Hauptstadt, sondern auch dem ganzen Land gewaltige Veränderungen bevorstehen.

Ausblick

Die Schaffung einer neuen demokratischen Hauptstadt in Berlin, die Erneuerung der verfallenen Innenstädte und schlecht konzipierten Neubausiedlungen in den neuen Bundesländern, der kritische Neuaufbau empfindlicher Stadtbereiche, der Bau von unzähligen Wohnungen und die Einrichtung von Arbeitsplätzen in neuen Vierteln mit gemischten Funktionen sind die Hauptziele, um deren Verwirklichung sich die Architekten und Städtebauer seit Beginn der neunziger Jahre bemühen. Trotz des innovativen Charakters der zeitgenössischen Entwürfe wurde bisher jedoch ein wichtiges Thema oft vernachlässigt: die Bewahrung der immer mehr gefährdeten Umwelt außerhalb der Städte. Die Zersiedelung der städtischen Randgebiete geschieht oft, ohne daß irgendwelche städtebauliche Prinzipien und Richtlinien zum Tragen kämen. Neue Bauten - Reihenhäuser, Tankstellen, Leichtindustriebetriebe, Einkaufszentren - fressen sich in zunehmendem Maß in die Landschaft, während in den Städten stillgelegte Anlagen und aufgegebene Viertel weiter verwahrlosen. Die Stadtplaner müssen heute neue Strategien und Methoden entwickeln, um die unaufhörliche Zerstörung der Landschaft zu stoppen und zu bewahren, was an intakter Natur noch vorhanden ist.

Die Geschichte der Stadtplanung in der Nachkriegszeit war und ist auch heute noch im wesentlichen von den antagonistischen Ideologien bestimmt, die sich schon in den zwanziger

Jahren zu entwickeln begannen. Allerdings verlieren die gegensätzlichen Richtungen, ob sie nun dem Traditionalismus huldigen oder der Moderne verpflichtet sind, angesichts der um sich greifenden Umweltzerstörung zunehmend an Relevanz. Während die Auseinandersetzung zwischen den unvereinbaren städtebaulichen Konzepten vermutlich noch länger weitergehen wird, liegt die wahre Herausforderung und Bewährungsprobe für die Planer der neunziger Jahre darin, ob und wie es ihnen gelingt, die Grenzen des Nachkriegsdenkens zu überwinden, um lebendige Städte zu schaffen, die Lösungen für die schwierigen Probleme der Gegenwart anbieten, ohne die Vergangenheit zu leugnen, Städte, die imstande sind, zukünftige menschliche Bedürfnisse wirklich zu befriedigen.